

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Viereck, Paul: Dem Kirchturm-Hahn von St. Jakobi zum Gedächtnis.

Dem Kirchturmshahn von St. Jakobi zum Gedächtnis

*Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen
Gefällt mir die Welt.*

(Goethe: Faust)

40 Jahre sind nun vergangen, seit am 27. November 1916 der Kirchturm der Perleberger St. Jakobi-Kirche aus nie mit Sicherheit geklärter Ursache ein Raub der Flammen wurde. Mit dem Wetterhahn, der ihn krönte, ging damals ein Wahrzeichen der Stadt zugrunde.

Kaum ein anderes Tier hat im Leben der Kulturvölker eine so vielseitige Rolle gespielt wie der Haushahn. Obwohl bei ihnen ursprünglich nicht heimisch, ist er seit frühester Zeit auch Haustier der Germanen.

In der Vorstellungswelt und im Brauchtum, in Sprichwörtern und Redensarten der germanischen Völker hat sein Bild einen festen Platz. Seit dem Mittelalter erscheint er auf den Dächern von Häusern und Türmen dargestellt. Wie kam es dazu, welchen natürlichen Eigenschaften verdankte er diesen sinnbildlichen Gebrauch?

Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
den Gott des Tages . . .

heißt es in Shakespeares Hamlet. Er kündigt als erster, noch ehe die Morgensonne grüßt, den jungen Tag, sein Ruf vertreibt die Finsternis. Er bringt das Licht und bannt die Nachtgespenster. So wird er als ein heilbringendes, den Menschen freundliches Geschöpf empfunden und in lichten Farben dargestellt. Er hat sein Gegenstück in dem der Göttin Hel geweihten schwarzen Hahn, dem menschenfeindlichen, der Unheil stiftet. Als roter Hahn ist er der Feuervogel, einer Feuergottheit geweiht und je nachdem, ob dabei an die leuchtende und wärmende Feuerflamme oder an den vernichtenden Feuerbrand gedacht wird, ein entweder Heil oder Unheil deutendes Sinnbild. Bei der Entstehung der Redensart vom Roten Hahn als dem Anstifter einer Feuersbrunst mag auch der Vergleich des gezackten feuerroten Hahnenkammes mit einer lodernden Flamme mitgespielt haben.

Der morgendliche Tagesgruß des Haushahnes klingt unterschiedlich. Sein Ruf ist nach der Volksmeinung hell und schmetternd bei guten, unscharf



Foto: Archiv Heimatmuseum Perleberg

und klagend bei schlechten Wetteraussichten. Auf dieser Eigenschaft wird es beruhen, daß der Hahn den Völkern des Altertums auch sonst als Weissager heilig war. Der Turmhahn hat dieses Erbteil übernommen; wird er doch nicht als bloßer Zierat, sondern in der Form der Windfahne angebracht, die ihn zum Wetterpropheten macht.

Aber nicht nur frühmorgens, auch tagsüber steht der Hahn seinen Mann. Stolz erhobenen Hauptes wacht er väterlich über seine Schar, warnt vor Gefahren, vermerkt alles besonders Auffällige und rügt Ungehöriges durch seine Stimme. Aus dieser Eigenschaft leitet sich die geläufige Redensart her: es kräht kein Hahn danach, wenn eine Sache als belanglos und nicht des Aufhebens wert gekennzeichnet werden soll.

Vieler Eigenschaften wegen haben die Menschen ihn also zum Sinnbild gewählt und als sprechendes Abbild gestaltet: er scheucht die Finsternis und bringt das Licht, er ist ein Feuergeist im guten wie im bösen Sinne, Hüter der Ordnung, wachsamer Mahner und Prophet. Als das Christentum bei den germanischen Volksstämmen Eingang fand, paßt es sich in vielem den alten eingewurzelten Vorstellungen an. Man braucht die genannten sinnbildlich gefaßten Eigenschaften des Hahns nur flüchtig zu überdenken, um zu verstehen, wie sie sich zwanglos im Sinne der neuen Lehre umdeuten ließen. So wird begreiflich, daß sein Bildnis, zum krönenden Schmuck der Kirchtürme erhoben, in Städten und Dörfern seit Jahrhunderten weithin die Lande und die Menschen grüßt.

*

Der 24. Juni 1854. Durch Perlebergs Straßen bewegt sich ein eigenartiger Umzug. Geleitet von der Musik der Stadtkapelle tragen zwei kräftige Zimmerleute auf einer Bohle den kunstvoll geschmiedeten Hahn, der nach dem Wunsche der Einwohner künftig den neuerbauten Kirchturm zieren soll. Freudig erregt bewundern die Bürger an Türen und Fenstern den stolzen Kerl, und die Jugend der Stadt umjubelt das güldene Wundertier. Im Vorraume des Rathauses wird er dann niedergesetzt, und jedermann kann das in der Werkstatt des Kunstschlossermeisters H. Behrens geschaffene Werk betrachten: das eiserne Gerippe trägt einen wohlgeformten Panzer aus starkem Kupferblech, der von Malermeister K. Thilow noch schön vergoldet worden ist.

Inzwischen ist das schwierige und gefahrvolle Richten des Turmes soweit gediehen, daß das Aufbringen des Kaiserstieles mit der Helmstange, der Kugel und dem neuen Hahn die mühsame Arbeit krönen kann. In die vom früheren Turm übernommenen Kugel sind zu den alten neue Urkunden und einige für jene Zeit merkwürdige Gegenstände für die Nachwelt hineingelegt und verschlossen worden. Nach altem Handwerksbrauch hält der bei dem Turm-Erbauer, Ratszimmermeister Stoßfalk, tätige Zimmerpolier Joh. Schultz die Weiherede. In üblicher Weise wird die glücklich

vollendete Arbeit gefeiert. Am späten Abend des Festtages grüßt der Hahn in 80 Meter Höhe die scheidende Sonne, und die laue sagendurchrauschte Johannismacht breitet über ihn ihre Flügel.

*

Da stand er nun droben in blauer Luft, drehte sich auf seinem langen Stelzbein und lugte hinaus ins Prignitzland. Eines seiner ersten Erlebnisse war ein recht merkwürdiges. Eines Tages, als die Bauleute gerade Mittagspause gemacht hatten, schwang sich ein 16jähriger Schlosserlehrling G. in unerhört tollkühnen Sätzen vom Baugerüst über die Kugel auf den schmalen Rücken des Hahnes und drehte sich mit ihm vor den Augen der entsetzten Bürgersleute ein paar Male lustig im Kreise herum. Dies war das letzte Mal, daß Menschenhand sich mit ihm abgab. Fortan war er ein Eigener, auf sich selbst gestellt. Was hat er nicht alles gesehen, erlebt! Könnte er reden, er würde wohl erzählen wie sein süddeutscher Vetter, „der alte Turmhahn“ in Mörikes Gedicht:

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundert und dreizehn Jahr ich stand,
Auf dem Kirchenturm ein guter Hahn,
Als ein Zierat und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein roten Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz für Alter ganz,
Und weg ist aller Glitz und Glanz . . .

Freilich, so alt wie jener ward er nicht, schon im 63. Lebensjahre mußte er dahin. Aber Ungezählte haben zu ihm emporgeschaut. Den Einheimischen war der Kikeriki da oben ein vertrauter Geselle frühesten Kindheit; in der ersten Heimatkunde haben die Lehrer der Jugend aus seinem Leben Dichtung und Wahrheit erzählt. Die Primaner erprobten an ihm ihr mathematisches Können, indem sie aus Messungen auf dem Marktplatze die Höhe seines Standortes errechneten. Von fern grüßte er als erster Perleberger den, der in die Stadt kam; stand er doch im Knotenpunkt aller größeren Landstraßen, die hier zusammenlaufen. Gewohnheitsmäßig schauten die Bürger zu ihm, dem Wetterverkünder, auf; neugierig, sehnsüchtig oder besorgt, wohin er mit dem Schnabel weisen würde. Der Hahn und der Wind spielten in ihrer Vorstellungswelt überhaupt eine Rolle.

„Solange der Wind weht und der Hahn krählt“ war in ihrem Sprachschatz eine häufig gebrauchte Redewendung.

Zwei Menschenalter stand unser Hahn auf höchster Warte. Geschlechter sah er kommen und gehen. Die Häusermassen zu seinen Füßen verjüngten sich, das Straßennetz dehnte sich im Laufe der Zeiten. Was immer geschah in der Stadt und auf den Feldern und Wiesen ringsum, er hat es gesehen, soweit nicht rote Ziegeldächer oder grüne Baumkronen seinem Einblick wehrten. Wann immer die Glocken unter ihm riefen, sah er die Bürger bald spärlich, bald in Scharen zur Kirche kommen und wieder heimwärts gehen. An den Markttagen sah er die Planwagen der Bauern in die Stadt kommen und die Händler ihre Stände und Buden auf dem Marktplatz aufschlagen. Hier erlebte er die Feste der Bürgerschaft: die Umzüge der Schulen und Vereine, der Feuerwehr, der Schützen, Turner und Sänger, die Paraden der Ulanen und Artilleristen. Ihn ergötzte die Menge der allzeit Schaulustigen, das Gewimmel buntgekleideter Bürgerfrauen und -mädchen, das Gewoge feierlich-steifer Zylinderhüte. Er hörte den Klang der Musikkapellen, vielhundertstimmigen Gesang und die Ansprachen begeisterter oder beklommener Festredner. Durch die Zweige der nun vom Sturm gestürzten Friedenseiche blickte er auf die im Rathaus versammelten Stadtväter, die manchen guten Beschluß faßten, aber dann und je auch „Kirchturmpolitik“ trieben. Er schwieg stets, alles erlebte er in stoischer Ruhe, gutes und böses Menschenwerk. In hellen Nächten mag er mit dem lieben Mond herniedergeschaut haben auf manches heimliche Tun in verriegelten Giebelstübchen und Dachkammerlein. Er war ein stummer Zeuge aller Menschlichkeit. Seinetwegen konnte auch ein schlechtes Gewissen unbesorgt sein ob verübter Missetat und sich gar wohl dabei beruhigen: es krählt kein Hahn danach.

Aber näher als die Menschen da unten waren ihm die Lebensgefährten in der Höhe, seine schwarzen Vettern vom Kirchturm, die Dohlen, und der Wind, das himmlische Kind. Sein Leben lang haben ihm jene arg zugesetzt, gefoppt, bekrächt haben sie ihn und Huckepack mit ihm gespielt. Geduldig ließ er es geschehn, der gutmütige alte Gockel. Geduldig folgte er jeder Laune der unsteten Winde. Hart strichen die Stürme an seinem ehernen Leib vorbei; er wandte sich, wie sie wollten, aber unverrückbar stemmte er sich ihnen entgegen. Wohl zauste ein Sturm ihm einmal einen Federbusch aus seinem metallenen Kleid, aber er selbst wich und wankte nicht. So stand er, fest und unterschütterlich, ein redlicher Hüter der Stadt und der Stolz ihrer Bürger.

*

Der 27. November 1916. Totensonntag ist gewesen. In die blaugraue Morgendämmerung des folgenden Tages flackert einer Riesenfackel gleich der brennende Kirchturm von St. Jakobi über der aufgeregten Stadt. Unerkannt ist der Rote Hahn über ihn gekommen, machtvoll zwingt er sich



Foto: Archiy, Museum

Im Brandqualm nach dem Einsturz des Turmes

aus dem inneren Gebälk ins Freie und schlägt atemlos seine roten Feuerflügel zur Turmspitze empor. Gierig rast er aufwärts und, als suchte er ihn als sein eigentliches Opfer, dem Turmhahn zu. Starr vor Schreck sieht dieser den übermächtigen Gegner näher und näher wüten. Ein Hahnenkampf elementarster Art wird Ereignis, schauriger als der rohe Sport barbarischer Völker, ein Kampf entfesselter Natur gegen beseeltes Menschenwerk,

denn die Elemente hassen
das Gebild von Menschenhand.

Stolz und streitbar von Natur nimmt er den Kampf auf. Allen Stürmen hat er getrotzt, hat auf festem Grunde fußend sich gewandt allen Angriffen gestellt. Aber gegen die Flammenschläge dieses Gegners, der ihn von allen Seiten zugleich packt, ist er machtlos, wehrlos dreht er sich hierhin, dort hin, kreist wie ein Irre in Glut und Qualm. Der Turm, auf dem er steht, der ihm sonst Festigkeit und Halt gab, wird ihm zum Scheiterhaufen. Wohl sieht er für Augenblicke durch dichte Rauchwolken da unten aller Augen zu sich empor gerichtet, sieht beherzte Männer das Kirchendach ersteigen. Kann ihm noch Hilfe kommen von Menschenhand? Aber schon fühlt er es unter sich schwanken und beben, kein Flügelschlag hebt ihn befreit empor, die Macht der Tiefe bannte ihn,

Da war's um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

*

Da lag er nun den Menschen zu Füßen, über deren Erdenleben er vordem turmhoch erhaben war. Zimmerleute aus demselben Baugeschäft, dessen Gesellen ihn einst zur Höhe brachten, befreiten ihn von dem verkohlten Gebälk und trugen ihn ins Rathaus, an ebendieselbe Stelle, wo er einst in goldener Pracht zur Schau stand. Wieder konnte jedermann ihn betrachten, eine wahre Jammergestalt, verbeult und verbrannt, mit verrenkten und zerschlagenen Gliedern. Berufene Hände entnahmen der geborstenen Kugel sein bis zum Tode treu bewahrtes Vermächtnis, drei kupferne Kapseln. Die eine enthielt Schriftstücke, die 1826 bei einer Turm-Ausbesserung eingelegt worden waren. Eine zweite verschloß Nachrichten aus dem Jahre 1854 über die derzeitigen Verhältnisse der Stadt und im besonderen über die Baugeschichte des Turm-Neubaus. Hierin findet sich auch der Satz: „Es ist zwar in jetziger Zeit die Verzierung der Turmspitzen mit einem vergoldeten Kreuz üblich; mit Rücksicht darauf jedoch, daß die Kirche zu einer Zeit gebaut ist, wo solche Kreuze noch nicht angebracht waren, ist im Sinne des älteren Baustils ein Hahn gewählt worden.“ Die größte Überraschung bot die dritte Kapsel, die offenbar heimlich hineingemogelt worden war! Sie enthielt von dem damaligen Bauführer verfaßte „wahr-

heitsgetreue Nachrichten“, in denen er sich in bitterem Groll über die Verständnislosigkeit der Stadtverordneten und des Kirchenvorstandes ausläßt und an ihren menschlichen Eigenschaften kein gutes Haar läßt. Als rühmliche Ausnahme nennt er den Brauereibesitzer Hugo Wendt, dessen auch die Nachwelt als des Verfassers der Wendt'schen Chronik, der einzigen bis heute geschriebenen Stadtgeschichte Perlebergs, mit Dankbarkeit gedenkt. Alle geborgenen Schriftstücke und sonstigen Beigaben ruhen heute wohlverwahrt im Stadtmuseum. Und auch der Turmhahn selbst hat eine Zuflucht dort gefunden. Auf dem stillen welt- und zeitrückten Hof des Museums lehnt er müde, tatenlos an eine Hauswand. Vielleicht träumt er von jenem sagenhaften Vogel Phönix, der nach dem Feuertode aufersteht aus seiner Asche. Wird es auch ihm einmal beschieden sein, auf seinem wiederaufgebauten Turm neu zu erstehen in alter Herrlichkeit?

PROF. DR. ERICH SCHWARTZE, FRANKFURT AM MAIN

„Aus der Jugendzeit . . .!“

Erinnerungen eines alten Perlebergers

Es war im Jahre des Heils 1877, im Juni, als ich in Perleberg im Hause des Herrn Tuchtfeld in der Judenstraße das Licht dieser schönen Welt erblickte. Diese Straße heißt jetzt die Parchimer; das tausendjährige Reich hat sie umgetauft.

Ich habe meine Heimatstadt nur zwei Jahre mit meiner dauernden Gegenwart beglückt. Schon 1879 siedelten meine Eltern nach Frankfurt a. M. um, nicht ohne mich dahin mitzunehmen, und seitdem habe ich mit geringen Unterbrechungen immer dort gewohnt. Aber wir sind meine ganze Schulzeit hindurch immer wieder in den Sommerferien vier Wochen in Perleberg gewesen, und ich habe es auch als Erwachsener immer wieder besucht, zuletzt im Dezember 1944 bei der Hochzeit meines Neffen und Patenkindes Kurt Thiele. Jetzt kann ich leider nicht mehr hin, da mein hohes Alter und Krankheit es mir verbieten.

Wenn wir in Perleberg waren, dann wohnten wir immer im Hause meines mütterlichen Großvaters Louis Thiele, der auf dem Marktplatz, da, wo sich heute die Kreissparkasse befindet, ein großes Haus und ein nicht unbedeutendes Geschäft hatte, das er allerdings damals bereits seinem ältesten Sohne Gustav Thiele übereignet hatte. In dem altertümlichen schaufensterlosen Laden wußte ich sehr gut Bescheid.

In dem großen Ladentisch befand sich ein Schlitz, durch den das kleine „Geld in die darunter befindliche Schublade geworfen wurde. Nach Ge-